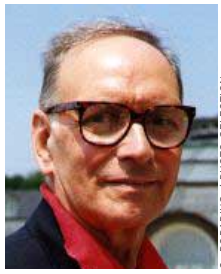
„Filmmusik braucht keinen Rap“

Der Italiener Ennio Morricone lieferte Kompositionen für viele Kinoklassiker – und zürnt den Hit-Mixern von heute.



C. RORARIUS / PHOTO SELECTION

Komponist Morricone

Eine Schande, womit Hollywood-Produzenten heutzutage ihre Filme zukleistern und dabei noch viel Geld verdienen – denn: „Ein Lied wird noch lange nicht zu Filmmusik, weil es in einem Film auftaucht.“ Der Römer Ennio Morricone, 71, redet sich in Rage, wenn er über die aktuellen Erfolge von flugs zusammengestellten Filmmusik-CDs spricht.

Natürlich hat Morricones Zorn damit zu tun, dass er selbst eine legendäre Figur aus dem Berufsstand der klassischen Filmkomponisten ist. Der Italiener hat in seiner Karriere nach eigener Auskunft für mehr als 400 Filme Soundtracks maßgeschneidert – und muss neuerdings bei Werken wie Warren Beattys „Bulworth“ sein Terrain schon mal mit HipHop-Hits teilen.

„Irgendein Rap-Song, der auf der Leinwand aus einem Autoradio dröhnt, taugt vielleicht als Spezialeffekt“, klagt Morricone, „aber er verleiht dem Film keinen Charakter wie meine Arbeit.“

Der Maestro hält seine Kompositionen ohne falsche Bescheidenheit für die wahren Stars vieler Filme, darunter Klassiker wie Bernardo Bertoluccis „1900“ und grandiose Spaghetti-Western von Sergio Leone wie „Spiel mir das Lied vom Tod“. Sein jüngstes Werk, die Musik für Giuseppe Tornatores „Die Legende vom Ozeanpianisten“ (derzeit in den deutschen Kinos), ist eine Produktion ganz nach Morricones Geschmack.

Die Vorlage zum Film stammt von dem italienischen Bestsellerautor Alessandro Baricco. Erzählt wird die Geschichte eines Findelkinds, das am ersten Tag dieses Jahrhunderts auf einem Passagierdampfer gefunden wird. Der Knabe, genannt „Novecento“, verfügt über ein märchenhaftes Talent fürs Piano und eine tiefe Abneigung gegen die Idee, seine Gabe auf dem Festland zu vergeuden.

Ennio Morricone durfte die Musik komponieren, um die herum dann der Film gedreht wurde. Ähnlich respektvoll ist Morricone auch von seinem Schulfreund Sergio Leone behandelt worden – mit dessen Italo-Western wurde nicht nur der Schauspieler Clint Eastwood, sondern auch Morricone international berühmt. Stilbildend kombinierte der Komponist wehmütige Melodien mit Pfiffen, Peitschenknallen und Ambossschlägen.

Gleichwohl betont Morricone, dass Western-Soundtracks höchstens zehn Prozent seines Gesamtwerks ausmachen; ihm selbst seien die Arbeiten für Pasolini und Bertolucci, Polanski und De Palma mindestens ebenso wichtig.

Aber so wie der Wunderpianist Novecento nie sein sicheres Schiff verlässt, hat Morricone seine Altbauwohnung in Rom nie für einen Palast in Hollywood eingetauscht: „Es gab mehr als genug Angebote, tolle Häuser, irres Geld, aber warum sollte ich deswegen meiner Heimat den Rücken kehren?“

So recht konnte sich der Italiener mit Hollywood ohnehin nie anfreunden. In den Achtzigern stellte er eine Zeit lang die Arbeit für die Amerikaner nahezu ein: Zu schlechte Filme, zu wenig Geld, behauptet er. Und Englisch spricht er sowieso nicht. „Ich habe es probiert, aber ich kann mir die Worte einfach nicht merken.“

Besonders bitter: Bis heute verweigert Hollywood dem Italiener den wohlverdienten Oscar. „Ich wundere mich auch, aber beklage mich nicht“, sagt der Künstler. Noch immer steht er jeden Morgen um fünf auf und arbeitet bis in den Abend am Schreibtisch – „im Urlaub nur vormittags“. Seine Arbeit, so sagt er, habe mindestens so viel mit Technik wie mit Inspiration zu tun. Er höre fast immer Melodien, wenn er Bilder sehe, fast so wie der Ozeanpianist. „Wenn mir ein Regisseur einen Rohschnitt vorführt, kann ich die Musik direkt nach dem Abspann zu Papier bringen.“

Doch manche aufregenden Filmmomente funktionieren auch ohne begleitende Musik, findet Morricone: „Ein guter Kuss benötigt keine Melodie.“

Christoph Dallach



©NETEXT

Kinofilm „Legende vom Ozeanpianisten“
Ein Auftrag ganz nach Morricones Geschmack

Knapp eine Million Kinobesucher wollten den Film sehen, 300 000-mal ging das „Bandits“-Album weg. Besonders durchtrieben: Im Film selbst wurde gezeigt, wie die CD der fiktiven Bandits-Band von begeisterten Käufern aus den Regalen gerissen wurde – dreiste Leinwand-Reklame für den eigenen Soundtrack.

Bramsons Geschäftsgebaren bei „City of Angels“ erklärt auch, warum auf vielen Soundtrack-CDs Songs erklingen, die im Film allenfalls ein paar Sekunden oder überhaupt nicht zu hören sind. „Inspired by the Movie“ nennen die Verkaufsstrategen diese Produkte.

Inzwischen ist ein einziger Kinoerfolg auch schon mal für drei Soundtracks gut, so etwa der Zeichentrick-Hit „Prinz von Ägypten“: Um möglichst alle Zielgruppen einzufangen, gab es eine Gospel-Platte zum Film fürs schwarze Publikum, eine Country-Platte für die Weißen und für Deutsche einen Mix von beiden in ihrer Muttersprache. Für den diesjährigen Disney-Weihnachtsfilm „Tarzan“ hat Phil Collins fünf Songs beigesteuert – und diese gleich in fünf Sprachen aufgenommen.

Diese Art von Vermarktung ist dem Puristen Bramson, der oft wochenlang über seinen Vorschlägen für die musikalische Ausstattung eines Films brütet, ein Gräuel. Er selber gründete im Alter von 22 Jahren seine eigene Plattenfirma und war dank seiner Entdeckung, Tom Petty, bereits mit 30 Millionär – und er schwört bis heute auf Kino-Klassiker wie den Beatles-Film „A Hard Day’s Night“ und „Die Reifeprüfung“, zu dem Simon & Garfunkel die Songs beisteuerten. Musik und Film müssten in direktem Bezug stehen, so sein Credo, „wenn die Songs nur Untermalung sind, dann ist der Soundtrack Schrott“.

Mit der Musik zu Stanley Kubricks „Eyes Wide Shut“ wird Bramson vermutlich nicht allzu viel Kasse machen: Komponisten wie Schostakowitsch und Franz Liszt, deren Stücke Kubrick vor seinem Tod selbst für den Film ausgewählt hatte, taugen kaum für die Charts.

Christoph Dallach, Jörg Böckem